

ARCHI
TEKTUR
IM GE
BRAUCH

Gebaute Umwelt als
Lebenswelt

Sabine Ammon, Christoph Baumberger,
Christine Neubert und Constanze A. Petrow (Hg.)

Forum Architekturwissenschaft
Band 2

Universitätsverlag
der TU Berlin

NETZWERK
ARCHITEKTUR
WISSENSCHAFT



ARCHITEKTUR IM GEBRAUCH
Gebaute Umwelt als Lebenswelt

Sabine Ammon, Christoph Baumberger,
Christine Neubert und
Constanze A. Petrow (Hg.)



Die Schriftenreihe *Forum Architekturwissenschaft* wird herausgegeben vom Netzwerk Architekturwissenschaft, vertreten durch Sabine Ammon, Eva Maria Froschauer, Julia Gill und Christiane Salge.

Der Tagungsband versammelt Beiträge des 2. Forums Architekturwissenschaft zum Thema Architektur im Gebrauch, das vom 25. bis 27. November 2015 im Schader-Forum in Darmstadt stattfand. Die Beiträge nähern sich dem Thema grundlegend in zwei Perspektiven. Zum einen interessiert die lebensweltliche Verankerung von Architektur: die Gebrauchserfahrungen und die vielfältigen Weisen, in denen das Gebaute im Alltag jedes Menschen in Erscheinung tritt. Zum anderen werden die Vorstellungen vom Gebrauch in Prozessen des Planens und Bauens untersucht. Dabei treten unweigerlich auch Spannungsverhältnisse auf – zwischen Planerinnen und Nutzern, aber auch zwischen unterschiedlichen Gebrauchsweisen. Sowohl in theoretischen Auseinandersetzungen zu einem Begriff von Gebrauch in der Architektur als auch in empirischen Studien zu einzelnen Bauten und Bautypen, zeitgeschichtlichen Gebrauchsphänomenen und Situationen des Alltags wird dem auf den Grund gegangen.

NETZWERK
ARCHITEKTUR
WISSENSCHAFT

Forum Architekturwissenschaft, Band 2

ARCHITEKTUR IM GEBRAUCH

Gebaute Umwelt als Lebenswelt

Sabine Ammon, Christoph Baumberger,
Christine Neubert und
Constanze A. Petrow (Hg.)

Universitätsverlag
der TU Berlin



CHRISTINE NEUBERT

Empirie des Gebrauchs

Zur Praxis architektonischer Erfahrung in einem Kunstmuseum

Architektur im Gebrauch wird in diesem Beitrag anhand der Arbeitspraktiken des Besucherservices in einem Kunstmuseum empirisch aufgeschlossen. Im Forschungsstil der Ethnografie werden alltagsweltliche Erfahrungen mit Architektur entdeckt und in drei Hinsichten – Areal, Kooperation, Diskurs – systematisiert. Dabei ist die Reflexion der Methode und des damit verbundenen Erkenntnisinteresses an Architektur von zentraler Bedeutung. Der Fokus auf Praktiken hat zur Folge, dass weder das gebaute Objekt noch das menschliche Subjekt zur alleinigen Bedingung architektonischer Erfahrungen erklärt werden, sondern die Verschränkung von Architektur und Mensch in der Praxis. Sukzessive erschließt sich so, wie vielschichtig Arbeitsalltag in der gebauten Umgebung verankert ist.

Der Gebrauch von Architektur¹ ist vielfältiger als es die für die Architekturtheorie und -praxis zentralen Konzepte „Funktion“ und „Funktionalität“ beschreiben. Dies ist zunächst einmal eine Behauptung, wenn auch eine unmittelbar eingängige. Die Rede vom Gebrauchen, welches in den Erfahrungszusammenhang der Alltagswelt² gestellt ist, kann sich anders als „Funktion“

1 Wahlweise wird in diesem Beitrag auch von dem Architektonischen oder der gebauten Umgebung gesprochen. Es wird ein weiter Architekturbegriff vertreten, der professionelles wie unprofessionelles Gestalten der Umgebung einschließt.

2 Alltagswelt verstanden als Konkretisierung von Lebenswelt. Insbesondere Peter L. Berger und Thomas Luckmann wollen mit der

Bezeichnung „Alltagswelt“ das Konzept der Lebenswelt, basierend auf der Philosophie Edmund Husserls und sozialphänomenologisch zugespitzt durch Alfred Schütz, noch deutlicher auf soziologisch operationalisierbare (im Sinne von empirisch zu erforschende) Bereiche des Alltags abstellen; vgl. Peter L. Berger, Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M. 2004, S. 21.

und „Funktionalität“³ auf nahezu jede Situation des alltäglichen Lebens beziehen, in der wir es mit Architektur zu tun haben. Sie bleibt somit universell, aber auch unspezifisch.

Dieser Beitrag hat das Ziel, empirisch zu bestimmen, was der alltägliche Gebrauch von Architektur meint und inwiefern dieser über den zweckmäßigen Einsatz architektonischer Elemente – einer Treppe, eines Fensters, einer Tür – hinausgeht. Dazu wird davon ausgegangen, dass der alltägliche Gebrauch von Architektur auf alltagsweltlichen Erfahrungen mit Architektur basiert.⁴ Letztere werden in einem ethnografischen Zugang zum Gegenstand der Analyse. Die Frage also nach der Praxis architektonischer Erfahrung – nach dem *Wie* der Erfahrungen mit Architektur im Alltag – stellt sich als eine grundlegende, um Architektur im Gebrauch zu verstehen.

Zunächst nehme ich hierfür begriffliche und methodologische Weichenstellungen vor. Es wird geklärt, unter welchen Voraussetzungen im Kontext der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik von Erfahrungen gesprochen wird und wie diese zu erforschen sind. Anschließend schlage ich anhand empirischer Daten, die ich im Rahmen meiner Dissertation erhoben habe, vor, wie diese in Bezug auf Erfahrungen mit der gebauten Umgebung systematisiert werden können. Die herausgearbeiteten Aspekte – Areal, Kooperation, Diskurs – legen meinen empirisch fundierten Ordnungsvorschlag alltagsweltlicher Architektur Erfahrung dar und werden in diesem Beitrag nah am Beispiel der Arbeit in einem Kunstmuseum diskutiert.

3 Funktion und Funktionalität sind in ihren Bezugshorizonten klar in der architektonischen Praxis verwurzelt. Architektinnen, Bauherren, Nutzerinnen, Fachplaner – sie alle beziehen sich auf Funktionen von Architektur. Gleichermaßen sind diese Gegenstand ihrer Kommunikation.

4 Gleichwohl basiert Gebrauch nicht nur auf Erfahrung, auch im Machen von Erfahrung wird Architektur gebraucht und im Gebrauchen können neue Erfahrungen gemacht werden. Zu einem solchen Verständnis und engen Zusammenhang von Gebrauch und Erfahrung siehe auch den Beitrag von Kirsten Wagner in diesem Band.



Ethnografische Architekturforschung im Zeichen der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik

Für die qualitativ-empirische Soziologie konstituieren sich ihre Gegenstände in den sinnhaften Bezügen und Zuschreibungen der Praxis. Es gibt keine Dinge oder Gegenstände an sich; sie sind immer schon in einen Bedeutungszusammenhang der Praxis gestellt. Mit Praxis ist die Gesamtheit des tätigen Lebenszusammenhangs gemeint, der in Form einzelner (sozialer) Praktiken zum Gegenstand einer qualitativ-empirischen und insbesondere einer ethnografischen Sozialforschung wird.⁵ Für das Interesse an der Rolle von Architektur im Alltag bedeutet das, dass nicht etwa ausgehend von dem Gebauten auf Praxis geschaut und analysiert wird, wie dieses Gebaute auf die menschlichen Akteure – ihre Vorstellungen, Motivationen und Emotionen, ihr Verhalten und ihre Handlungen sowie ihre Beziehungen zu anderen menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren – (ein)wirkt, sondern dass Architektur allein durch das Nadelöhr der Praxis und ihre je spezifischen Erfahrungs- und Sinnbildungsprozesse erforscht werden kann. Was uns Architektur ist und bedeutet, lässt sich folglich nur anhand von Erfahrungen mit Dingen, deren Qualitäten man dann (gewissermaßen nachträglich) als architektonische beschreibt, rekonstruieren. Trotz dieser möglicherweise etwas verkopft klingenden Voraussetzung sozialwissenschaftlicher Erkenntnis wird mit einem „gesunden Menschenverstand“ von einem „Realismus der Bezugsgegenstände“⁶ von Erfahrung ausgegangen. Allerdings mit dem zentralen Hinweis, dass die Idee, die wir uns mittels unseres Sinnes- und Wahrnehmungsapparats von realen Bezugsgegenständen machen, nicht ein für alle Mal festgeschrieben ist. Unter diesen Voraussetzungen lässt sich mutmaßen:

5 Zu den methodologischen Implikationen der Ethnografie siehe z.B. Georg Breidenstein, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff u.a.: Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz, München 2013.

6 Markus Holzinger: Welcher Realismus? Welcher Sozialkonstruktivismus? Ein Kommentar zu Georg Kneers Verteidigung des Sozialkonstruktivismus und zu Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie. In: Zeitschrift für Soziologie 38, 6 (2009), S. 521–534, hier S. 527.

Was wir heute gesellschaftlich unter Architektur verstehen und als ihre Eigenschaften bezeichnen, entspricht gewissermaßen den in der Dauer der Zeit wiederkehrenden Qualitäten von Erfahrungen aufgrund unserer Lebenspraxis.⁷ Wer vermag schon sicher zu wissen, welche Erfahrungen wir morgen machen? Die Frage nach der Architektur der Zukunft kann somit vor allem als eine Frage nach dem zukünftigen Menschen und seinen Praktiken (inklusive Werten, Vorstellungen, Ideen, Affekten und so weiter) verstanden werden.

Im Weiteren beschäftigt sich dieser Beitrag jedoch nicht mit makrosoziologischen Gesellschaftsdiagnosen, sondern mit der Kleinteiligkeit mikrosoziologisch aufzuschlüsselnder Situationen des Alltags und speziell des Arbeitsalltags,⁸ in denen – so behaupte ich – eine Reihe architektonischer Erfahrungen gemacht werden. Bevor am empirischen Beispiel erläutert wird, wie diese aus der Darstellung und Beschreibung von Arbeit, ihren Aufgaben und Abläufen zu entwickeln sind – wann also die Rede von einer architektonischen Erfahrung im Alltag berechtigt ist und in welchen Hinsichten sie sich zeigt –, sind folgende (1) erkenntnistheoretische, (2) methodologische und (3) methodische Bemerkungen zur weiteren Begründung und Einordnung der Untersuchungsanlage zentral:

(1) *Erfahrungen werden im Kontext von Praktiken gemacht.* Im Zuge eines anthropologisch-pragmatistisch⁹ fundierten Begriffs von Erfahrung¹⁰ wird diese als das vorläufige Resultat eines prozesshaften und tätigen Umgangs mit der Wirklichkeit verstanden. Dieser tätige Umgang findet nicht zwischen zwei voneinander isolierten, abgeschlossenen Entitäten statt – der Mensch auf der einen,

7 Vgl. John Dewey: Erfahrung und Natur. Frankfurt a. M. 1995, S. 31.

8 Das Feld der Arbeit stellt sich als ein Bereich von Alltag und Alltagsleben dar. Ein anderer könnte das Wohnen oder die Freizeit sein.

9 Bezieht sich auf den amerikanischen Pragmatismus.

10 Ich berufe mich dazu u.a. auf folgende Autoren und Texte: Dewey 1995 (Anm. 7); Arnold Gehlen: Vom Wesen der Erfahrung. In: Ders.: Philosophische Anthropologie und Handlungslehre, hg. v. Karl-Siegbert Rehberg. Frankfurt a. M. 1983; George Herbert Mead: Das physische Ding. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 2, hg. v. Hans Joas, Frankfurt a. M. 1987, S. 225–243.

die Architektur auf der anderen Seite –, sondern das verbindende und Erfahrung bedingende Moment sind soziale Praktiken.¹¹ Erst innerhalb eines praktikabhängigen Bedeutungszusammenhangs werden Erfahrungen erkennbar und können interpretativ bearbeitet werden. Sie sind Teil von Praktiken und spiegeln in ihren jeweiligen Erschließungs- und Bezugshorizonten Ordnungen dieser Praktiken wider.

(2) *Gegenstand der hermeneutischen Analyse sind Erfahrungen, die sprachlich und nicht-sprachlich zum Ausdruck kommen.* Mit John Dewey wird davon ausgegangen, dass wir es in der Analyse stets mit schon reflexiven Erfahrungen zu tun haben. Nur diese können überhaupt ausdrücklich werden, denn zu der unmittelbaren Ebene von Erfahrung lässt sich nicht vordringen. Erst in dem Modus reflexiven Erfahrens konstituieren sich qua Bedeutungszuweisungen Objekte des Erfahrens, die wiederum auf ein erfahrendes Subjekt verweisen. Zudem ist Reflexion hier nicht auf Bewusstsein oder eine bewusste Form von Reflexion beschränkt, sondern umfasst jede leibliche Form der Urteilsfindung¹² über eine Wahrnehmung. Arnold Gehlen stellt in dem Zusammenhang fest, dass „nichts [...] sicherer [sei], als daß es ein Gedächtnis unseres Leibes gibt, der seine Erfahrungen macht und nichts vergißt“.¹³ Objekte des Erfahrens können also sowohl nicht-versprachlicht, zum Beispiel in körperlichen Bewegungen oder Stimmungen, als auch sprachlich angezeigt

11 Praktiken gehen nicht in dem Tun eines einzigen Menschen auf, sondern haben lose Enden in unterschiedlichen Entitäten sozialer Wirklichkeit. Nicht-menschliche Dinge haben an ihrer Beschreibbarkeit ebenso Anteil wie Affekte und Gefühle, Normen, Werte, Regeln. Auf ein tiefergehendes Verständnis von Praktiken und eines praxeologischen Analyseansatzes kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Vgl. hierzu u.a. Andreas Reckwitz: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie 32 (2003), S. 282–301.

12 Vgl. Robert C. Solomon: Emotionen, Gedanken und Gefühle. Emotionen als Beteiligung an der Welt. In: Sabine A. Döring (Hg.): Philosophie der Gefühle. Frankfurt a. M. 2009, S. 148–168. Solomon verwendet einen sehr weit gefassten Begriff von Urteil, der nichts mit einem rationalen Entschluss zu tun hat. Bezogen auf emotionssoziologische Fragen denkt er Kognition und Emotionen eng zusammen und zieht zwischen beiden keine derartig scharfe Trennlinie, wie es sich beispielsweise in den Handlungstypen nach Max Weber niederschlägt.

13 Gehlen 1983 (Anm. 10), S. 8.

werden. Das „entlastende“,¹⁴ das heißt symbolische Wahrnehmen trägt dazu bei, dass Erfahrungen nicht mehr auf den empfindsamen Körper zurückgeführt werden, der irgendwann einen Eindruck hatte, mit dem er umgehen musste. Es kommt stattdessen zur verkürzten, nämlich versprachlichten Darstellung von Erfahrungen, „die Dinge scheinen einseitig, optisch oder gar begrifflich allein genügend erkennbar“.¹⁵

(3) *Das Auswertungsverfahren der sozialwissenschaftlichen (auch wissenssoziologischen) Hermeneutik trägt dazu bei, in der sprach-symbolischen Benennung der Dinge den Sinnzusammenhang körper-leiblicher Erfahrungen zu erkennen.*

Das sozialwissenschaftliche Auslegen der empirischen Daten, der Vorgang der Interpretation also, muss dafür zu einem gewissen Grad methodisiert werden. Eines dieser Mittel des Methodisierens ist das schriftliche Protokoll. Nur durch den Protokollcharakter der Daten kann die intersubjektive Nachvollziehbarkeit (Objektivität) qualitativer Sozialforschung gewährleistet werden. Nicht die empirische Wirklichkeit an sich ist Gegenstand der methodisierten Auswertung, auch nicht ihre Beobachtung, sondern nur das durch die Forscherin erstellte Protokoll dieser Beobachtung der empirischen Wirklichkeit, das zu verschiedenen Zeitpunkten von verschiedenen Personen eingesehen werden kann.¹⁶ Bei der Interpretation eines solchen Protokolls geht es darum, den sozialen Sinn, den die Teilnehmerinnen in den Gesprächen und der Forscher als Beobachtender produzieren, zu rekonstruieren und dieses Mal explizit, für andere nachvollziehbar, deutend zu verstehen. Dazu wird (bestenfalls in einer Interpretationsgruppe)¹⁷ das sprachliche Dokument in einzelne Sinneinheiten zerlegt, Stück für Stück werden sequentiell Absätze, einzelne Sätze oder auch nur Wortgruppen gelesen und in ihrem sprachlichen Ausdruck

14 Ebd., S. 14.

15 Ebd.

16 Vgl. Ulrich Oevermann: Objektivität des Protokolls und Subjektivität als Forschungsgegenstand. In: ZBBS 5 (2004), S. 311–336, hier S. 312–315.

17 Eine ausführliche Darlegung dieser Praxis der Gruppeninterpretation findet sich bei Jo Reichertz: Gemeinsam interpretieren. Die Gruppeninterpretation als kommunikativer Prozess. Wiesbaden 2013.



hinterfragt. Dieses Vorgehen beschreibt ein weiteres Mittel des Methodisierens. Der immanente Sinngehalt (der Erfahrungen), der in der Wahl der Worte, in dem Wie des Sprechens und Schreibens liegt, wird mühevoll nach außen gekehrt und somit die oben angesprochene Verkürzung der Erfahrungsketten offen gelegt.

Anlage der empirischen Studie

In der Studie, aus der die folgenden Daten entnommen sind, untersuchte ich im Zeitraum von eineinhalb Jahren vergleichend fünf Arbeitsfelder beziehungsweise den Arbeitsalltag ihrer Teilnehmerinnen: Bibliothekare in einer wissenschaftlichen Bibliothek, Laboranten in einem biochemischen Labor, Kunstschaffende in ihren Ateliers, Werker im Industriebetrieb und Museumsaufsichten und -pädagoginnen in einem Kunstmuseum. Ziel war es nicht, die innere Logik und Struktur jeder einzelnen Arbeitswelt im Kontrast zu den anderen herauszuarbeiten, sondern durch den Vergleich die wesentlichen Charakteristika von Architektur Erfahrung im Alltag zu erkennen. In einer ethnografischen Forschungshaltung unternahm ich jeweils verschieden intensive Feldaufenthalte (mal besuchte ich den Arbeitsort über einen längeren Zeitraum mehrmals, mal war ich zwei Wochen durchweg im Betrieb) und führte teilnehmende Beobachtungen, informelle Arbeitsplatzgespräche sowie gezielte Interviews¹⁸ mit den Arbeitenden durch. Gefragt wurde dabei nach den Arbeitsaufgaben und dem Tagesablauf, nicht nach der gebauten Arbeitsumgebung. Über diesen Umweg im Erzählstimulus gelang es, sich beiläufig und dem alltagsweltlichen Horizont der Arbeitenden angepasst dem eigentlichen Gegenstand des Interesses zu nähern. So gab es kein bauliches Gegenüber, das die Teilnehmenden dokumentieren oder fotografieren,¹⁹

¹⁸ Vgl. Breidenstein, Hirschauer, Kalthoff 2013 (Anm. 5), S. 80–85.

¹⁹ Wie es hingegen Methoden wie das bewegte Interview oder die Fotostory, das Anfertigen von Mental Maps (beispielsweise des alltäglichen Wegenetzes), das Malen von Collagen oder das Drehen von Homevideos etc. verlangen oder zumindest nahelegen.

sondern ihre gewohnten Arbeitspraktiken, die sie beschreiben sollten. In den Gesprächen entfalteten die Teilnehmenden auf diese Weise ihre je praktikbezogene Einschätzung von der Thematisierungswürdigkeit des Erkenntnisgegenstands, also von der Rolle der gebauten Umgebung bei der Arbeit. Wie tun sie das genau?

Der Suchbegriff der Widerständigkeitserfahrung

Im Forschungsprozess entwickle und verwende ich den Begriff der Widerständigkeitserfahrung als heuristisches Mittel, um die empirischen Daten aufzuschließen.²⁰ Die Beschreibungen der Arbeitspraktiken werden daraufhin verglichen, inwiefern die architektonische Umgebung als widerständig erfahren wird. Dabei wird insbesondere mit Wilhelm Kamlah ein weiter Begriff von Widerständigkeit in Anschlag gebracht: Mitgedacht sind sowohl „angenehm wie unangenehm“, „beglückende und bedrückende“²¹ Unterschiedsbekundungen. Auf diese Weise wird ein Spektrum architektonischer Erfahrung erfasst, das von der vordergründigen Bemerkung einer architektonischen Qualität im Zusammenhang mit der Herstellung und Störung praktischer Ordnungen bis hin zur hintergründigen Setzung dieser Ordnungen im gewohnten Tun und Sagen reicht. Dieselbe Widerständigkeitserfahrung kann zudem von mehreren Personen beschrieben werden, die in den gleichen oder einen ähnlichen pragmatischen Bedeutungszusammenhang eingebunden sind. Innerhalb der Studie werden dadurch unterschiedliche Widerständigkeiten des Gebauten im Alltag identifiziert. Konkret werden diese nun am Beispiel der Mitarbeitenden in einem Kunstmuseum vorgestellt.

²⁰ Die theoretische Fundierung des Begriffs insbesondere mit Rekurs auf George H. Mead und Wilhelm Kamlah kann an dieser Stelle nur benannt und nicht ausgeführt werden. Dazu verweise ich auf meine im Januar 2017 der TU Dresden eingereichte Dissertation „Begegnung mit dem Gewohnten. Eine empirisch-qualitative Studie zur Struktur und Praxis architektonischer Erfahrung“.

²¹ Vgl. Wilhelm Kamlah: Philosophische Anthropologie. Sprachliche Grundlegung und Ethik. Mannheim, Wien, Zürich 1973. Seinen Begriff des „Widerfahrnis“ umschreibt er ebenso als Erfahrung von Widerstand, die auf die Bedürftigkeit von Menschen verweist.

Arbeitsalltag im Kunstmuseum

Bei dem Erhebungsort handelt es sich – das als Randnotiz – um ein sogenanntes ‚landmark building‘ eines sogenannten Stararchitekten.²² Besucher kommen regelmäßig aufgrund der Architektur in die Stadt und in das Museum. Inwiefern aber erfahren die Mitarbeiterinnen der Museumsaufsicht ihr Museum im Alltag?

Areal: Gewohnte Bewegungen und Stimmungen der Museumsaufsicht

Der Mitarbeiter Heiko äußert sich über seinen Arbeitstag zu Beginn unseres Gesprächs:

„Ja (.) ja gut ähm (.) Tagesgeschäft. Beziehungsweise erstmal grundsätzlich worum es geht. also das ganze heißt Besucherservice und das ist schon mal nen Unterschied zu anderen Museen die ja häufig eine Aufsicht haben und Aufsicht ist eben nur nen Teil unserer Tätigkeit. Das heißt klar, wir sind in erster Linie dafür da, damit den Werken nichts passiert damit die keiner anfasst beschädigt oder ähnliches, (.) ähm das ist natürlich die Hauptaufgabe aber, es geht eben darüber hinaus. Besucherservice deshalb, weil wir nicht einfach stumpf in der Ecke stehen, nur beobachten und den Leuten auf die Finger schauen, sondern wir sind da wir sind präsent und wir sind vor allem so da dass die Besucher uns jederzeit ansprechen können.“ (Heiko)

Der Begriff „Besucherservice“ wird von Heiko zur Abgrenzung gegenüber einer sonst üblichen Bezeichnung des Aufgabebereichs als „Aufsicht“ eingeführt. Wie sich herausstellt, hängt daran ein ganzes Weltbild seiner beruflichen Tätigkeit im Museum, die er dementsprechend eher als aktive Dienstleistung am Kunden denn als passiven Dienst an einer Institution ansieht.

²² Aus forschungsethischen Gründen werden Orte und Menschen anonymisiert.

Entscheidend ist nun, wie er die Einführung des neuen Begriffs in seinem Tätigkeitszusammenhang begründet. Während er das Aufsehen nüchtern und zweckmäßig als Aufpassen auf etwas darstellt, sieht er im aufmerksamen „da“ Sein – gesteigert als „präsent“ Sein – einen Mehrwert und den Inbegriff des Services am Besucher. Dieses spezielle „da“ Sein richtet sich in seiner Präsenz an den Besucher („und wir sind vor allem so da dass [...]“). Im weiteren Verlauf seiner Rede benennt er zwei zentrale Modi dieses „präsent“ Seins am Arbeitsort:

„entweder steht man irgendwo und behält alles son bisschen im Auge (.) oder man bewegt sich halt durch die Galerien, schaut, dass alles gut läuft, ähm zeigt Präsenz; versucht aber natürlich auch möglichst unaufdringlich zu sein“ (Heiko)

Stehen und Gehen beziehungsweise sich Bewegen werden hier als zwei arbeitsbedingte Tätigkeiten beschrieben. Damit eng verbunden ist das Schauen und Präsenz zeigen. Heiko knüpft das „irgendwo Stehen“ an ein „im Auge behalten“, während er das „sich Bewegen“ mit dem „Schauen“ und „Präsenz zeigen“ in Verbindung bringt. Er macht so auf den grundlegenden organischen Zusammenhang zwischen der Positionierung, Ausrichtung und Orientierung des Körpers und der Reichweite und Leistungsfähigkeit der visuellen Wahrnehmung durch das Auge als Sinnesorgan aufmerksam. Bei einer festen Position des menschlichen Körpers an einer Stelle ist die Reichweite des Blickes beschränkt. Man kann etwas nur so lange visuell wahrnehmen, so lange es sich im Wahrnehmungs- oder Blickfeld befindet – dementsprechend behält man etwas im Blick. Anders ist es beim Bewegen. Mit jedem Schritt verändert sich das Blickfeld, der Wahrnehmungsraum wird variabel. In diesem Modus kann man schauen und somit aktiver steuern, welcher Bereich gerade im Blick sein soll, freilich ohne schon einen Zwischenfall (wenn etwa ein Besucher zu nah an ein



Ausstellungsobjekt herantritt oder es gar berührt) zu sehen.²³ Dieses Schauen hat keine bestimmte Richtung, und gerade darin ist es an die körperliche Bewegungsänderung geknüpft. Es kann viele verschiedene Richtungen in kurzen Zeitabständen nacheinander haben, es kann abwechselnd hin und her oder auf und ab geschaut werden. Genau diese Variabilität der Blickbeziehungen der Museumsaufsichten ist es dann auch, die Heiko zufolge die Spezifik des Präsenzzeigens ausmacht. Präsent sein bedeutet potenziell immer und überall da zu sein, unerwartet aufzutauchen. Besucher können damit rechnen, dass sie in ihrem Verhalten im Museum beobachtet werden, es ist zu erwarten, dass ich als Besucherin an der einen oder anderen Stelle auf eine Mitarbeiterin der Aufsicht treffe. Dass im Zuge dieser Bewegungsabläufe immer auch Stimmungen produziert werden, die sich im Alltag wiederholen und festigen, stellt das folgende Zitat heraus. Hierbei projiziert Heiko den soeben herausgearbeiteten Unterschied zwischen zwei Bewegungen auf verschiedene Stimmungen bei der Arbeit, die er im Museum verortet:

„oben in der Ausstellung bist die ist sehr klein die ist sehr übersichtlich und meistens sind da oben (.) ja Ausstellungen mit Bildern Fotos ähnlichen Geschichten auf die du nicht groß nen Auge haben musst. das heißt, du bewegst dich auch nicht unbedingt viel. Weil meistens reicht ein Schritt in den Raum rein, du guckst einmal und hast alles im Blick, und ähm (.) das ist zwar manchmal ganz schön bisschen entspannend, aber (.) wir stehen den ganzen Tag hier. und man braucht's zwischendurch Bewegung man braucht nen bisschen Input deswegen ist es so

23 Zur Unterscheidung zwischen Schauen und Sehen siehe Achim Hahn: Architekturtheorie. Wohnen, Entwerfen, Bauen. Konstanz 2008, S. 110–120. In Theorien der Gestaltwahrnehmung wird das Schauen als eher ungerichtete und unwissende Praktik im Sinne eines Umherschauens begriffen, während das Sehen eine gewisse Gerichtetheit und ein bestimmtes Wissen der visuellen Wahrnehmung voraussetzt, um etwas Bestimmtes sehen und in seiner Ganzheit oder Gestalt erkennen zu können.

dass wir (.) in der Regel eben nicht den kompletten Tag immer ein und denselben oben stehen haben von uns, sondern dass wir zwischendurch wechseln damit man sich nen bisschen die Beine vertreten kann damit man nen bisschen anderen Input bekommt, aus keinem andern Grund. weil sonst ist es wirklich es kann furchtbar langweilig sein, einschläfernd sein wenn man die ganze Zeit nur oben ist. in der kleinen Ausstellung. Und deswegen (.) gucken wir (.) manchmal ist das aber auch so dass einer von uns sagt ich bin heut einfach nicht so (.) ja kommunikativ oder wie auch immer man hat mal nen guten Tag mal nen schlechten Tag ich geh heute mal freiwillig nach oben. (.) ist auch okay.“ (Heiko)

Unter den Mitarbeiterinnen besteht offensichtlich ein Wissen darüber, dass beide Galerien unterschiedliche Aufsichtspraktiken verlangen (bewegungsarm: „du guckst einmal...“ vs. bewegungsreich: „Beine vertreten“) und diese auf Dauer verschiedene Stimmungen produzieren. Wenig körperliche Bewegung in der oberen Galerie bedeutet zugleich wenig „Input“, wenig Abwechslung im Wahrnehmungsraum, dadurch Eintönigkeit und Monotonie des gesamten Tätigkeitsverlaufs, die sich letztlich in einem bestimmten Gemütszustand („einschläfernd“) und Stimmungslage („langweilig“) niederschlagen. Umgekehrt lässt sich unter Berücksichtigung dieser Stimmungen die Dienstenteilung gezielt organisieren. Denn kommt jemand schon in entsprechender Laune zur Arbeit, setze er sich freiwillig nach oben, in der Erwartungshaltung, dass ihm dort auch keine aufgeweckte oder aufgeregte Stimmung durch abwechslungsreiche Bewegungsabläufe abverlangt werde.

Die architektonische Erfahrung liegt hier in der Darstellung gewohnter, körper-leiblicher Zustände, die sich in Bewegungsabläufen und Stimmungen ausdrücken. Darin treten bestimmte Entfaltungspotenziale des Aufsehens hervor, die jeweils in der oberen und unteren Ausstellungsebene verortet sind. Diese erfahrene Verortung der Entfaltungspotenziale beim Aufsehen begreife ich als Areal der Museumsaufsicht.



Areale sind weder etwas ‚bloß Psychisches‘²⁴ noch etwas bloß Physisches. Sie sind an einzelne Praktiken gebunden, werden durch sie hervorgebracht und können nur daran gekoppelt in gebauten Umgebungen erfahren und geteilt werden. Heikos Ausführung zur Dienstenteilung verdeutlicht das: Nicht nur er erfährt die Arbeit in den Galerien so, seinen Kollegen geht es ähnlich. Die obere Galerie wird als Areal der bewegungsarmen Aufsichtspraktik erfahren, die untere als Areal der bewegungsreichen. Die alltagsweltliche Erfahrung der gebauten Arbeitsumgebung äußert sich hier in der Beschreibung eines gewohnten „Entfaltungsspielraums“,²⁵ in dem die spezifischen Praktiken des Aufsehens selbstvergessen umgesetzt werden können.

Kooperation: Architektonische Qualitäten des Aufsehens

Nicht dass Arbeitsalltag verortet ist, sondern wie er in seiner je spezifischen (praktischen) Ordnung verortet ist, wird in der zweiten Hinsicht architektonischer Erfahrung im Denkbild der Kooperation zum Thema:

„und ja auf auf Geräusche reagieren wir ja auch enorm. also richtig. (.) sobald irgendwie was ist, dann okay, da könnte was sein, nach ner Zeit lernst du auch das Geräusch dann zuzuordnen, zu welchem Kunstwerk das passen könnte, oder ob es nur ne Bank ist, oder ein Hocker, der irgendwie auf den Boden gestellt wird oder so also es ist auch schon (.) entwickelt man halt so die die Sinne werden dann ausgeprägter“ (Inga)

Die Mitarbeiterin des Besucherservice thematisiert die akustische Wahrnehmung im Museum. Dabei unterscheidet sie ausstellungsabhängige und ausstellungsunabhängige Geräusche. Mit jeder Ausstellung ändern sich zwar die Kunstwerke, an

24 Vgl. Otto Friedrich Bollnow: Mensch und Raum. Stuttgart 1963, hier S. 22, in Bezug auf seinen Begriff des gelebten Raums.

25 Ebd., S. 89.

die Besucher stoßen könnten, der Boden oder die Wände des Museums produzieren jedoch wiederkehrend (so ist zu vermuten) nahezu die gleichen Laute. Es wird deutlich, dass die Mitarbeitenden des Besucherservices einer akustischen Ordnung des zu beaufsichtigenden Museumsbereichs bedürfen, und dies umso mehr, je schlechter sich der Überblick visuell herstellen lässt. Letzteres kann mir zum Zeitpunkt meines Aufenthalts im Museum nur berichtet werden. Inga erwähnt im Gespräch, dass es mitunter „sehr unübersichtliche Ausstellungen“ gäbe. Als ich nachfrage, was das genau heißen würde, antwortet sie:

„Hm also die letzte Ausstellung war so ne Architekturausstellung, da warn halt sehr viele Stellwände. in dem einen Ausstellungsraum aufgebaut. also das heißt wenn du (.) reinschaust, hast du keine Übersicht. Weil das auch alles zu- zugestellt wird du kannst halt nicht den Raum so überschauen. Also wir haben’s dann auch immer so gemacht wir überlegen uns dann irgendwie so Techniken dann sind wir halt so in die Hocke gegangen, weil das ja auf so Stelzen war, und dann hast du geguckt, wo Menschen stehen, und dann bist du dann halt mal da hin gegangen und hast da geschaut.“ (Inga)

Sei es kuratorische Absicht oder nicht: Architektonische Erfahrungen werden mit dieser „Architekturausstellung“ selbst zum Thema gemacht.²⁶ Unzählige Stellwände erschweren dem Aufsichtspersonal die „Übersicht“ auf Besucher und Kunstwerke. Um dennoch die visuelle Ordnung des Aufsehens herzustellen, verständigen sich die Mitarbeiter über eine Änderung ihrer üblichen Aufsichtspraktik und erschließen sich die „Technik“ des Bückens. Indem hier Sichtbeziehungen als verhindert beschrieben werden, wird einerseits auf eine innerhalb der Praktik gebrauchte visuelle Ordnung verwiesen, und andererseits darin die Ausstellungsarchitektur erfahren. Ebenso verhält es sich mit dem Akustischen. Die Aufsichtspraktik verlangt es, das Museum

26 In dem Fall handelt es sich um Stellwände als Architekturen in der Museums-Architektur.



(akustisch) zu differenzieren und es in einzelnen Bestandteilen – dem Boden, der Bank, an anderer Stelle auch den Wänden, dem Dach – zu erschließen.

Insgesamt stellt sich nicht der gewohnte körper-leibliche Entfaltungsspielraum der Aufsichtspraktik dar, sondern die Störung eben dieses Raums durch die akustische oder visuelle Widerständigkeitserfahrung bei der Arbeit. Als spezifisch architektonische Qualitäten des Aufsehens vergegenständlichen diese die Arbeitsumgebung in einzelnen baulichen Elementen und zeigen gleichsam deren Anteil an der Herstellung der Ordnung des Aufsehens auf. Das Erkennen und Zuordnen der Geräusche sowie die direkte Herstellung einer Sichtbeziehung sind wesentlich, um effektiv arbeiten zu können.²⁷ Die gebaute Umgebung lässt sich diesbezüglich als (mal mehr, mal weniger) kooperativ bezeichnen.

Diskurs: Kommunikation über ästhetische Erfahrungen des Museums

Die dritte Hinsicht alltagsweltlicher Architektur Erfahrung wird im Sprechen über den Arbeitsplatz als gebaute Umgebung entdeckt. Die bisher erläuterten Hinsichten architektonischer Erfahrung bilden dafür gewissermaßen die Grundlage, denn es geht darum, die diskursive Struktur der Kommunikation über architektonische Erfahrungen herauszustellen.

Aus diskursanalytischer Sicht zeichnet sich Wirklichkeit durch eine wiederkehrende und über längere Zeit stabile und dadurch Wirkungsmacht erlangende Ordnung von (sprachlichen) Aussagen aus. Bezogen auf mein Thema handelt es sich um

27 Ausführlich habe ich das in meiner Dissertation entfaltet. Über die zwei bisher genannten architektonischen Erfahrungsqualitäten – Akustisches und Sichtbeziehungen – wurden außerdem das Luftmäßige und Lichtmäßige, Temperatur, Wege sowie physische Begrenzungen empirisch herausgestellt. Gleichwohl wird damit kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben.

sich wiederholende Aussagen in den Gesprächen an einem Arbeitsort, die die gebaute Umgebung „explizit repräsentieren“ und in ein bestimmtes „Bild“ setzen.²⁸ Solche explizit kommunizierten architektonischen Erfahrungen entsprechen eher gezielten Wahrnehmungsurteilen und werden daher als ästhetische Erfahrungen verstanden. Mit Martin Seel gesprochen „geht es der ästhetischen Erfahrung um ein Verweilen in einer Wahrnehmung und bei einem Objekt dieser Wahrnehmung“.²⁹ Sie sei zunächst einmal nichts anderes als sinnliche Wahrnehmung, die den Wahrnehmenden jedoch in besonderer Weise bewegt und das Wahrgenommene (in dem Fall die gebaute Umgebung) explizit zum Gegenstand seiner Aufmerksamkeit werden lässt. Wenn ihr auch im Vollzug ein Moment der Selbstbezüglichkeit und Selbstzweckmäßigkeit anhaftet, entspringt auch ästhetische Erfahrung einem pragmatischen Bedeutungszusammenhang und ist somit ebenso Folge einer Widerständigkeitserfahrung innerhalb dieses Zusammenhangs.³⁰

Die Besonderheit bei dem von mir untersuchten Museum besteht darin, dass der (in allen Arbeitsfeldern identifizierte) Diskurs über architektonische Erfahrung allseits präsent ist. Sowohl von der Besucheröffentlichkeit als auch von den Mitarbeiterinnen wird das Gebaute explizit als ein ästhetisches Wahrnehmungserlebnis behandelt. Noch bevor man das Museum betritt, eilt diesem (inszeniert durch eine entsprechende Presse- und Öffentlichkeitsarbeit) der Ruf voraus, dass einem hier eindrückliche Erlebnisse bevorstehen und es zahlreiche Möglichkeiten gibt, in denen der Besucher sein „leibliches Sensorium ausdrücklich tätig sein lassen“³¹ kann. Noch bevor mein eigentlicher Feldaufenthalt begann, sah ich mich daher

28 Andreas Reckwitz: Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation. In: Kalthoff, Herbert u.a. (Hg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a. M. 2008, S. 188–209, hier S. 204.

29 Martin Seel: Ethisch-ästhetische Studien. Frankfurt a. M. 1996, S. 50–51.

30 Näheres dazu u.a. bei Christa Kamleithner: Atmosphäre und Gebrauch. Zu zwei Grundbegriffen der Architekturästhetik. In: Wolkenkuckucksheim: Das Konkrete und die Architektur 14 (2009). URL: <http://www.cloud-cuckoo.net/journal/1996-2013/inhalt/de/heft/ausgaben/109/Kamleithner/kamleithner.php> (23. Januar 2017).

31 Seel 1996 (Anm. 29), S. 52.



mit Behauptungen über architektonische Erfahrungen in Gestalt ästhetischer Wahrnehmungserlebnisse konfrontiert, wie die folgende Notiz aus dem Feldtagebuch zeigt:

Als ich vor einem größeren Kunstwerk stehe, kommt ein Mitarbeiter der Museumsaufsicht auf mich zu und spricht mich an. Wir kommen ins Gespräch, er fragt mich sogleich, wie ich das Gebäude finde. Nachdem ich bemerke, dass es bis zu einer gewissen Höhe recht normal wirkt, sagt er, dass das manchmal so scheine, aber nicht so sei. Es sei immer wieder eine Herausforderung die Bilder zu hängen, Lampen zu montieren etc. Das mache die Arbeit hier aber auch so besonders und herausfordernd.

Explizit wird hier vom Gefallen des Gebäudes geredet. Weder wurde eine solche Frage an den anderen Arbeitsorten derartig unvermittelt und direkt in einem ersten Kontakt an mich als Fremde herangetragen noch stellte sie sich überhaupt. Der Fortgang des Gesprächs zeugt jedoch von keinerlei Irritation. Sofort schein ich zu wissen, worauf sein Interesse abzielt und äußere mich selbstverständlich zur Wirkung des Gebäudes auf mich. Anscheinend beziehe ich mich dabei auf die gewölbten Wände, die mir in einem Museum zumindest bemerkenswert scheinen, schließlich müssen Bilder daran hängen. Aus Sicht des Mitarbeiters trifft diese Bemerkung wiederum den Kern der Arbeit beim Ausstellungsumbau: Selbst während der stressigen und anstrengenden Umbauphase würde sich die Widerständigkeitserfahrung im Umgang mit dem Gebäude und seinen schrägen Wänden als „besonderes“ Erlebnis äußern, das als „herausfordernd“ gewertet wird.

Obwohl dies nachvollziehbar ist, verweist die sprachliche Einbettung dieser Erfahrung im Erstkontakt mit der Forscherin auf sich aufdrängende Erfahrungen im Museum. Diese diskursive Vorverankerung architektonischer Erfahrungen im Sinne (dominanter) ästhetischer Wahrnehmungen führt dazu, dass die gesamte Tätigkeit, die berufliche Stellung und Einstellung aufgewertet wird. Die Symbolizität des Museums als „außergewöhnliches Bauwerk“ strahlt auf ihn als Angestellten

ab. So entgegnet er im Interview auf meine Nachfrage, ob nicht ein Prozess der Identifikation mit der Arbeit und dem Arbeitsplatz auch „in jedem anderen Haus“ einsetzen würde:

„dadurch dass es eben eine außergewöhnliche Architektur ist hat man auch automatisch dieses Gefühl dass (.) man selber Teil von etwas Außergewöhnlichem ist, etwas was nicht alltäglich ist.“ (Heiko)

Heiko zufolge gibt die (ästhetische Erfahrung der) Architektur den Anstoß dazu, sich über das gewöhnliche und „alltägliche“ Maß hinaus zu seiner Tätigkeit in Beziehung zu setzen und dies auch entsprechend zu reflektieren. Obwohl er an anderer Stelle schildert, dass dieser Vorgang der Identifikation für ihn schwer sprachlich auszudrücken ist, entspricht die Art, wie er über die wechselseitige Verschränkung von architektonischer Erfahrung und Selbstwirksamkeitserfahrung bei der Arbeit spricht, nicht einer spontanen Bewusstwerdung dieses Zusammenhangs. Ebenso wenig entspricht es der architektonischen Erfahrung, wie sie in den anderen beiden Hinsichten (Areal und Kooperation) dargestellt wurde. Vielmehr scheint sich diese Haltung zur Dominanz ästhetischer Wahrnehmungen im Museum unter den Mitarbeiterinnen des Besucherservice durchgesetzt zu haben. Sie gipfelt in der gemeinsamen Erzählung „Wir sind speziell“:

„warum wir auch immer sagen die Leute die hier arbeiten, wir sind, wir sind speziell. (.) ja? //ja// oder auch ähm dass es uns relativ einfach fällt uns mit dem Haus an sich zu identifizieren.“ (Heiko)

Im Zuge der praktischen Ordnung des Aufsehens wurde nicht das gesamte Haus als widerständig erfahren, sondern spezifische Qualitäten wie etwa das Akustische. Die hier geäußerte Identifikation „mit dem Haus an sich“ bezieht sich hingegen auf die Erfahrung der gebauten Umgebung als ästhetische Form und Gestalt, die diskursiv strukturiert ist. Dass die Arbeitenden schon „immer sagen“, sie seien „speziell“ oder ihr Alltag sei außergewöhnlich, weil die Architektur außergewöhnlich sei, entspricht



einem dominanten Muster beim Sprechen über die Arbeit in diesem Museum. Jeder zukünftige Mitarbeiter wird das durch den Austausch mit den Kolleginnen bald selbst reproduzieren und damit zum Akteur des Diskurses über die gebaute Umgebung als ästhetisches Objekt.

Zusammenfassung

Am Beispiel der Arbeit in einem Kunstmuseum wurde der Vorschlag zur Systematisierung alltagsweltlicher Architektur-erfahrung (in aller Kürze) veranschaulicht. Es wurde ein spezifisches Kontinuum alltäglicher Architektur-erfahrung skizziert. Die Relevanz und Aktivität des Architektonischen im Arbeitsalltag der Museumsaufsichten stellt sich im Wechsel zwischen der Herstellung gewohnter Bewegungen und Stimmungen (Areal), der Herstellung akustischer und visueller Ordnungen des Aufsehens (Kooperation) sowie der Herstellung geteilter Redeweisen über das Museum als Arbeitsort (Diskurs) dar.

Es muss kaum erwähnt werden, dass sich die Erfahrungen, die hier analytisch aufgefächert werden, im Alltag überlagern, nebeneinander und gleichzeitig bestehen. Das Museum ist dem Besucherservice Alltagsort: der Ort routinierter Bewegungen und Stimmungen, in dessen Modus beispielsweise die Verhandlung der ästhetischen Erfahrung seiner Gestalt kaum Gewicht hat. Ebenso ist es Arbeitsort: der Ort, an dem die praktische Ordnung des Aufsehens auf akustische und visuelle Widerständigkeiten des Gebauten verweist, die in den gewohnten Bewegungen und Stimmungen bereits bearbeitet sind. Im diskursanalytischen Zugriff auf architektonische Erfahrung interessieren schließlich nicht die pragmatischen Orientierungen, sondern es wird eine neue, diskursive Ordnung intersubjektiv geteilter, ästhetischer Erfahrung hergestellt.

In allen drei Hinsichten wird der spezifische Anteil der gebauten Umgebung an der Herstellung und Störung von Alltag und seinen Praktiken aufgezeigt. Die in der Soziologie vielbesprochene Aktivität der Architektur wird hier über Erfahrungen in Praktiken erklärt und empirisch fundiert entwickelt. Allein darüber, so wird

argumentiert, kann auf die ordnende und nicht-ordnende, auf die stabilisierende und destabilisierende Wirkung des Gebauten geschlossen werden. Anschließend an diese Aufschichtung alltagsweltlicher Erfahrung mit Architektur lässt sich der alltägliche Gebrauch von Architektur in seiner phänomenologischen Breite neu denken.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Universitätsverlag der TU Berlin, 2018

<http://verlag.tu-berlin.de>

Fasanenstr. 88, 10623 Berlin

Tel.: +49 (0)30 314 76131 / Fax: -76133

E-Mail: publikationen@ub.tu-berlin.de

Alle Teile dieser Veröffentlichung – sofern nicht anders gekennzeichnet – sind unter der CC-Lizenz CC BY lizenziert.
Lizenzvertrag: Creative Commons Namensnennung 4.0
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Lektorat: Eva Maria Froschauer, Christiane Salge

Gestaltung: Stahl R, www.stahl-r.de

Satz: Julia Gill, Stahl R

Druck: docupoint GmbH

ISBN 978-3-7983-2940-9 (print)

ISBN 978-3-7983-2941-6 (online)

ISSN 2566-9648 (print)

ISSN 2566-9656 (online)

Zugleich online veröffentlicht auf dem institutionellen
Repositorium der Technischen Universität Berlin:
DOI [10.14279/depositonce-6019](https://doi.org/10.14279/depositonce-6019)
<http://dx.doi.org/10.14279/depositonce-6019>

Der Tagungsband versammelt Beiträge des 2. Forums Architekturwissenschaft zum Thema Architektur im Gebrauch, das vom 25. bis 27. November 2015 im Schader-Forum in Darmstadt stattfand. Die Beiträge nähern sich dem Thema grundlegend in zwei Perspektiven. Zum einen interessiert die lebensweltliche Verankerung von Architektur: die Gebrauchserfahrungen und die vielfältigen Weisen, in denen das Gebaute im Alltag jedes Menschen in Erscheinung tritt. Zum anderen werden die Vorstellungen vom Gebrauch in Prozessen des Planens und Bauens untersucht. Dabei treten unweigerlich auch Spannungsverhältnisse auf – zwischen Planerinnen und Nutzern, aber auch zwischen unterschiedlichen Gebrauchsweisen. Sowohl in theoretischen Auseinandersetzungen zu einem Begriff von Gebrauch in der Architektur als auch in empirischen Studien zu einzelnen Bauten und Bautypen, zeitgeschichtlichen Gebrauchsphänomenen und Situationen des Alltags wird dem auf den Grund gegangen.

Universitätsverlag der TU Berlin
ISBN 978-3-7983-2940-9 (print)
ISBN 978-3-7983-2941-6 (online)